

Belletristische Beilage

zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.
(Wird jeder Sonnabends-Nummer ohne Preiserhöhung des Hauptblattes beigegeben.)

An die Sonne.

Wie bist du schön, wenn Du der müden Erde
Den flammenmantel um die Glieder schlägst
Und in den Staub des Welkens und Vergehens
Die Keime schon des künftigen Frühlings legst.
Wenn du dem Wald, das Sterben zu versüßen,
Ihn einmal noch mit lichten Farben schmückst,
Das dunkle Tal, den Strom zu seinen Füßen,
Mit deinen Strahlen golden überbrückst.

Wie bist Du schön, wenn du des Meeres fluten
Mit hellen Lichtern spielend überhauchst,
Der Wolke Saum, die dir vorüberwandert,
In wundervolle Purpurtöne tauchst.
Wenn du der Blüte, die der Herbst vergessen,
Das warme Lächeln deiner Gnade schenkst,
Die späte Frucht, des Weines volle Traube
Mit herber Kraft und Süßigkeit durchtränkst!

Wenn du dem Greis die müden Hände streichelst,
Und dich ins Lockenhaar der Kinder schmiegst,
Der Sehnsucht, die, des Erdenwallens müde,
Den Himmel sucht, liebevoll entgegenfliegst!
In heiligen Händen trägst du Kraft und Schönheit
Und pflanzest in die bange Schweigsamkeit
Der Winternot dein leuchtend Hoffnungszeichen,
Als Himmelsbotin einer bess'ern Zeit!

Anna Ritter.

Eruggold.

Roman von Anna Seyffert-Klinger.

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Swald vermochte sein Erschrecken kaum zu verbergen. Er erhob sich, um sich an der Seite seiner Mutter niederzulassen. Beschwichtigend streichelte er unter dem Tische ihre Hand.

Zu einem vertraulich gesprochenen Worte jedoch fanden sie keine Zeit mehr, der Baron kam jetzt geradewegs herüber, respektvoll näherte er sich der Professorin, um sie dann mit weltmännlicher Gewandtheit und vollendeter Ritterlichkeit zu begrüßen.

„Vielleicht, meine gnädigste Frau, gestatten Sie einem einsamen, ruhelosen Wanderer einen bescheidenen Platz in Ihrem köstlichen Kreise, Sie würden mich durch ein wenig Güte zu unsagbarem Danke verpflichten.“

Die Professorin hatte widerstrebend ihre feine zitternde Hand in die von tabellosem Glaceehandschuh umschlossene Rechte des alten Aristokraten gelegt.

Swald aber war aufgestanden. Seine hohe, elegante Gestalt schien selbst dem blafftesten Baron zu imponieren, er verlor einen Moment die Haltung, um freilich nur schnell sein boshaft überlegenes Lächeln wiederzufinden.

„Vermutlich Ihr Sohn, teuerste Freundin,“ bemerkte er, sich der Professorin mit der hochachtungsvollen Vertraulichkeit eines alten Bekannten wieder zuwendend, „der berühmte Sohn eines berühmten Vaters! Wollen Sie einen intimen Freund Ihres leider viel zu früh heimgegangenen Vaters nicht in der Heimat willkommen heißen, lieber Doktor?“ Er sah mit seinen dunklen Augen, die den Frauen einst nicht ungefährlich gewesen sein mochten, herausfordernd den jungen Gelehrten an, wodurch dessen Haltung noch abweisender und eiskälter wurde.

„Sobald meine Mutter Gelegenheit gefunden hat, mich über Ihre Beziehungen zu unserer Familie zu informieren, werde ich mir erlauben, Sie aufzusuchen und in gebührender Weise zu begrüßen, mein Herr Baron. Einstweilen bitte ich um Ihre gütige Rücksicht, meine Mutter ist leidend, und es war soeben unsere Absicht, das Konzert zu verlassen.“

Der Baron erblaute vor tiefinnerem Grimm über die erlittene Niederlage, aber er war viel zu sehr Formenmensch, um sich nicht vollständig zu beherrschen und sich der Notwendigkeit zu fügen.

„Ich wünsche aufrichtig, Gnädigste, Sie morgen bei allerbestem Wohlfühlen anzutreffen,“ raunte er ihr zu, „und werde mir gestatten, durch einen Boten anfragen zu lassen, wann ich Ihnen meine Aufwartung machen darf.“

Die alte Dame nickte wie geistesabwesend, im stillen außer sich vor Angst, ihr Sohn könne den Baron so tief beleidigen, daß eine Versöhnung für alle Zeit ausgeschlossen bliebe.

„Ihr Bote wird mir -- wird mir“ sie wollte sagen: „willkommen sein,“ doch sie brachte das Wort nicht hervor. Hilflos sah sie ihrem alten Feinde ins Gesicht, die zitternde Hand krampfte sich an der Tischkante fest, als bedürfe sie eines Stützpunktes.

Der Baron kam ihr zu Hilfe. „Ihres Entgegenkommens bin ich sicher, meine gnädige Frau,“ ergänzte er leise, mit unnachahmlichem Hohne, „unsere Beziehungen sind, wie Sie wissen, unlösbar!“

Er verneigte sich tief, wie in unbedingter Ergebenheit, streifte Ewald mit flüchtigem Blicke und ging.

Die Professorin war außer Stande, sich länger aufrecht zu halten. Sie sank förmlich in sich zusammen.

Ewald flüsterte seiner Schwester zu, daß er die Mutter nach Hause führen werde, doch schon hatte Tante Guste sich erhoben, Rätke Winkler folgte ihrem Beispiel, und auch Heinrich erklärte, keine Lust zu längerem Bleiben zu haben.

Nur Anni schmolte. Als der Baron sich der Professorin näherte, hatte sie Visa einen triumphierenden Blick zugeworfen. Ihr romantischer Sinn verlangte nach einer Abwechslung, die einen abenteuerlichen Anstrich besaß.

Voll prickelnder Erwartung hatte sie dem Moment entgegen gesehen, wo Visa den alten „Secken“ gehörig abtrumpfen werde. Statt dessen wandte dieser sich an die Professorin, und was zwischen ihnen gesprochen wurde, konnte Anni nicht verstehen, trotzdem sie ihr selnes Spürnäschen witternd vorstreckte.

Nun mußte sie sich wohl oder übel den anderen fügen, aber sie tat es mit dem Troste eines eigenständigen Kindes, das an einem Wunsche festhält.

Biemlich schweigsam machte sich die kleine Gesellschaft auf den Heimweg, jeder eingehend mit den eigenen Gedanken beschäftigt, die Professorin in ihrem Leibe kaum fähig, sich weiter zu schleppen, und Visa wie auf lichten Wolken dahinschwebend, getragen von dem seligen Bewußtsein, daß ihre Liebe Erwidrung finde.

Anni hatte sich an Heinrichs Arm gehängt. Auch er erschien stiller und einsilbiger als sonst.

Was Verhalten hatte ihm zu denken gegeben. Ihr verklärtes Gesichtchen, die leuchtenden Augen redeten eine gar zu deutliche Sprache.

Selber kam er nicht dazu, sich über den Eindruck ihres Lächelns auf ihn, über die weichen Empfindungen klar zu werden, die ihn einnahmen, als er Visas zarte Gestalt in seinem Arm gehalten hatte, denn Anni plauderte unaufhörlich und ihr süßes Kinderlachen umstrickte ihn mehr und mehr.

Man war fast zu Hause angelangt, als Heinrich von einem eleganten, stattlichen Herrn begrüßt wurde. Er schwenkte den weißen Strohhut wie eine Siegestrophäe und seine Stimme verriet triumphierende Freude.

„Viktoria! Du Glückspilz, was sagst du nun, hatte ich recht mit meiner kühnen Prophezeiung, oder nicht? Tausende sind unser! Nun, was siehst du mich so ganz versteinert an? Ist es denn möglich, daß du noch nichts weißt? Die Abendzeitung bringt doch die letzte Lotterieliste —“

„Ich habe sie noch nicht ein einziges Mal gelesen,“ unterbrach ihn Heinrich, vergeblich bemüht, ein Gefühl zu meistern, daß er erst heute kennen lernte, das Verlangen nach dem Gewinn, nach dem machtvollen, verführerischen Golde. „Guten Abend, Oskar, und du bist deiner Sache vollständig sicher, glaubst, daß ein Druckfehler ausgeschlossen ist?“ Seine Stimme klang doch anders als sonst, es lag etwas Fremdes, Unruhiges darin. Wer bleibt denn auch gelassen, wenn ihm ohne jede Anstrengung und ganz unerwartet Tausende zufallen?!

Er hatte sogar Anni in diesem Moment vergessen, welche mit strahlenden Augen zu dem stattlichen Marius auf sah.

Dieser dagegen schien an den Lotteriegewinn kaum noch zu denken.

„Gnädiges Fräulein gestatten,“ sagte er, sich tief verneigend, in halblautem, einschmelzenden Tone: „Oskar Marius, ein armer Heimatloser, welcher um Ihre gütige Fürsprache bei seinem einstigen Schulkameraden Heinrich Winkler bittet.“

Er hatte den Hut gegen die Brust gedrückt, und aus dem lichten Dämmer des Sommerabends hob sein markantes Gesicht sich höchst vorteilhaft ab.

Heinrich sah von Marius auf Anni, in deren kindlichem Antlitz sich wärmste Teilnahme und etwas wie schwärmerische Bewunderung ausmalten.

Er erschrak so heftig, daß er fühlte, wie die Farbe aus seinen Wangen wich. „Fräulein Anni Holder, die Freundin meiner Schwester,“ sagte er vorstellend. Annis Name klang aus seinem Munde wie eine Liebkolung.

Marius verneigte sich abermals und lächelte. Dann traf ein flammender Blick das junge Mädchen, welches jetzt erglühend und vollständig verwirrt die Augen senkte.

Obgleich Heinrich im stillen das Dazwischentommen Oskars verwünschte, konnte er doch nicht umhin, ihn zum Näherreten einzuladen und ihn seiner Familie und den Freunden vorzustellen.

„Ueber die Geldangelegenheit sprechen wir später weiter,“ flüsterte er Oskar zu, dieser aber war gar nicht gewillt, seinen Triumph zu verschweigen, er entgegnete daher so laut, daß alle ihn notgedrungen hören und verstehen mußten:

„Deiner freundlichen Einladung folge ich gern, bester Heinz, zumal mir noch fast zwei Stunden bis zur Abfahrt des letzten Zuges bleiben. Von unserem Lotteriegewinn können wir jedoch nach meinem Dafürhalten auch in Gegenwart der Damen plaudern, welche es sicher interessieren wird, zu hören, auf welche Weise du dazu gekommen bist, in den Besitz des Haupttreffers zu gelangen!“

„Des Haupttreffers?“ wiederholte Heinrich mit klopfenden Bullen, „es ist nicht möglich —“

„Aber wozu denn zweifeln, du ungläubiger Thomas, wo dir meine Aufregung doch alles sagen muß! Wäre ich denn wohl eines kleinen Nebengewinnes wegen hier noch am späten Abend herausgekommen? Und glaubst du, daß ich mich mit der Lektüre der Ziehungsliste begnügte? Ich fuhr sogleich zum Bankier Friedrichs, dem Hauptkollekteur, der mir bereitwilligst bestätigte, daß kein Druckfehler mich genarrt habe, sondern meine, unsere Nummer mit dem Hauptgewinn herausgekommen ist.“

„Das große Los!“ Welch eine Macht liegt in dem Worte — ein Zauber, dem sich wohl niemand ganz entziehen kann!

Die Stimmung wurde ganz plötzlich eine lebhaftere, Fragen und Antworten schwirrten durcheinander, man sah die beiden Gewinner mit ganz anderen, gewissermaßen respektvolleren Blicken an als vorher, und sogar die Professorin begann über einen abenteuerlichen Plan zu sinnieren, der ihre zärtlich geliebte Tochter vor dem

Schicksal bewahren sollte, die Gattin des ruhmhaften Barons zu werden.

Die alte Dame, welche sich vorher kaum noch aufrecht zu erhalten vermochte, ließ sich zum Bleiben bewegen, und als man endlich auf dem Balkon Platz genommen hatte und eine duftende Malbowle zum Genuß einlud, fielen die Sorgen wie Zentnerlasten ab von dem gequälten Mutterherzen.

Wenn Heinrich Winkler Lisa liebte und im Besitze namhafter Geldmittel war, so würde sich auch ein Ausweg finden, eine Flucht ins Ausland oder dergleichen! Die Liebe macht bekanntlich erfinderisch, und wenn ein Mann sein Herz einem Mädchen wie Lisa schenkt, so läßt er sich sein Glück auch nicht durch einen Abenteuerer rauben!" kombinierte ganz richtig die Professorin.

Sie beging nur den einen Fehler, es für selbstverständlich zu halten, daß Heinrich die Liebe ihrer Tochter erwiderte — ein Fehler, den viele Mütter in leicht verzehlicher Eitelkeit begehen.

Wer die zärtlich geliebte Tochter für unüberstehlich hält, wird in den meisten Fällen große Enttäuschungen für sich heraufbeschwören, denn die Liebe fragt nicht nach dem wahren Wert der Erkorenen, sondern umkleidet sie vielmehr mit all den guten und edlen Eigenschaften, den süßen Reizen eines langgehegten Ideals. So kommt es, daß die bescheldenen, lieblichsten Mädchenknospen oft unbeachtet bleiben oder wohl gar verkannt werden, während anderseits Koketterie und Oberflächlichkeit den Sieg davontragen.

Anni hatte zwischen Heinrich und Oskar Platz gefunden, sie scherzte und lachte in der ihr eigenen graziosen Oberflächlichkeit mit beiden, aber einem scharfen Beobachter hätte es doch auffallen müssen, daß sie ihre Aufmerksamkeit mehr und mehr Oskar Marius zuwandte.

Heinrich dachte nicht daran, Eifersucht zu empfinden, er fand Anni entzückender denn je und wußte es ihr Dank, daß sie Sorge trug, es Oskar vergessen zu machen, wie kühl sich die ganze Familie Winkler gegen ihn verhielt.

Heinrich litt geradezu unter diesem Zwischenfall. Er fühlte sich dem einstigen Schulkameraden gegenüber sehr verpflichtet und vermochte es doch nicht, Marius mit aufrichtiger Herzlichkeit zu begegnen. Ein Etwas stand trennend, warnend zwischen den beiden, Heinrich mißtraute dem andern, trotzdem derselbe ehrlich und rückhaltlos den Gewinnanteil herauszugeben bereit war.

Anni befand sich in ihrem Element. Sie war keineswegs bössartig, aber schon, daß Heinrich Lisa in seinen Armen gehalten und mit so eigen liebevollen Blicken betrachtet, hatte die kleine Eitelkeit verdrossen. Sie dachte gar nicht daran, Heinrich die Freiheit zu opfern, aber seine ritterliche Aufmerksamkeit, das zärtliche Ausleuchten seiner Augen mochte sie ebensowenig entbehren, sie gönnte ihn keiner andern. Als sie Lisas verstohlene Blicke bemerkte, die sich voll heimlicher Sehnsucht und leiser Enttäuschung wieder und wieder dem Geliebten zuwandten, da legte sie es erst recht darauf an, ihn zu fesseln, trotzdem ihre Sympathie vielmehr Oskar Marius gehörte.

Sie stieß mit Heinrich an, um dann, indem sie Lisa lachend fixierte, dieser zuzutrinken. „Auf dein

spezielles Wohl, Bleib! Der Schreck hat dich doch arg mitgenommen, du siehst jetzt noch angegriffen aus! Nun, wir wollen hoffen, daß du morgen das kleine Abenteuer vergessen hast und dein Interesse dem stummen Verehrer an unserem Nebentisch nicht ganz versagst!"

„Ich verstehe dich nicht,“ entgegnete Lisa, aus leichten, träumerischen Sinnen emporstreckend. „Von wem sprichst du eigentlich?"

„Kleine Heuchlerin! Von dem graubärtigen Herrn, welcher dich im Konzertgarten nicht aus den Augen ließ und dann die Knechtlichkeit so weit trieb, sich deiner verehrten Mutter vorzustellen. Seinen Namen konnte ich leider nicht hören.“

„Es war Baron Albers,“ warf die Professorin scheinbar harmlos hinein. „Sie befinden sich übrigens in einer Täuschung, Liebes Kind, denn der Baron hatte es nicht nötig, sich mir vorzustellen, er war schon mit meinen Eltern befreundet, hat Jahrzehnte hindurch im Auslande gelebt und wünscht nun die alten Beziehungen zu unserem Hause wieder anzuknüpfen.“

„Welch eine prosaische Aufklärung!“ meinte Anni enttäuscht. „Und ich hätte darauf schwören mögen, daß er im Sinn hat, Lisa zur Frau Baronin zu machen!“

Räthe und Heinrich lachten hell und belustigt auf, und als erstere bemerkte, daß die Stirn der alten Dame sich wie in tiefem Unmut faltete, bemerkte sie, freundlich entschuldigend: „Halten Sie der Jugend unseres Wildfangs die krausen, törichtesten Gedanken zugute, verehrte Frau Professor! Annis Köpfchen wirbelt den Tag über von lauter Einfällen, bei denen man nie weiß, ob man sich darüber ärgern oder lachen soll! Auf ihr spezielles Wohl, verehrteste Frau, und,“ setzte sie mit einem leuchtenden Blick auf ihren Bruder hinzu, „auf Lisas Glück!“ Möge ihr Traum von Selbstehre und Liebe sich ganz und voll erfüllen, das wünsche ich aus tiefstem Herzen!“

„Dank! Tausend Dank!“ stammelte die alte Dame, während eine Träne schwer über ihre Wange rollte; sie sah, wie Anni sich wieder Oskar Marius zuwandte, und ein stilles Gebet für Annis Glück stieg aus ihrer mütterlichen Brust zum Himmel empor.

Ach, sie gönnte dem lieben, eigenwilligen Kinde ja das allerbeste, nettenswerteste Los, wenn es nur nicht seine Wünsche dorthin richtete, von wo die Professorin die Erlösung aus schwerem Konflikt erwartete.

„Fühlen Sie sich wirklich wohl in dieser pedantischen, kleinstädtischen Umgebung?“ fragte Marius seine anmutige Nachbarin leise, als er bemerkte, daß Heinrichs Aufmerksamkeit sich momentan von ihr abgewandt hatte.

Sie rümpfte mit einer bezeichnenden Bewegung das Näschen und entgegnete, daß Marius strenges Gebot sie leider zwingt, zwischen all den ernststen hausbackenen Menschen hier auszuhalten.

„Ich liebe Räthe sehr,“ fuhr sie in ihrer unverständigen Weise fort, „aber sie hat keine Ahnung von einem echten, rechten Spaß, sie will nur stets „gediegen“ sein und sich als Muster gefeiert wissen, und Heinrich ist ebenso unausstehlich gelehrt und schwerfällig; ehe er sich zu einem übermüthigen Streich entschließt, würde er sich den kleinen Finger abbeißen! Sie haben ein richtiges

Kunststück vollbracht, als Sie ihn zur Herausgabe der fünfzig Mark zu bewegen wußten, und ich bewundere Sie deshalb!

Oskar hörte sehr geschmeichelt und bekräftigt zu. Er überzeugte sich, daß Heinrich von der Professorin vollauf in Anspruch genommen werde, und gab dann flüsternd zurück:

„Es war mir ja sofort, als ich Sie sah, klar, daß Sie in diese spleißbürgerliche Spähre nicht hineingehören! Sie sehen, gnädiges Fräulein, daß ich unverzüglich erkannt habe, was Ihnen hier fehlt — es ist der freie Aufschwung, dessen ein genialer Geist bedarf! Sie brauchen mir nichts zu sagen; was Sie jetzt leiden, das fühle ich Ihnen vollkommen nach, denn ich habe es elust alles, alles an mir selbst erfahren, ehe ich den Mut fand, die einengenden Fesseln abzustreifen und meinem Genius zu folgen!“

Er senkte tief auf, und Anni, die diese Sprache noch nicht gehört hatte, überließ es wie Schauer heiliger Andacht, sie hatte das Gefühl, als schaue sie zu einem höheren Wesen empor.

„Wenn Sie mir nun Ihr Vertrauen schenken, mich als Ihren Freund betrachten wollten,“ fügte Marius mit einem Anflug von Feuer hinzu, „wahrhaftig, ich armer Unverständener könnte auch noch einmal ein glücklicher Mensch werden!“

Anni hatte sich hier zwar bisher recht wohl gefühlt und es nur als einen Zwang empfunden, daß man ihr zumutete, täglich ein bestimmtes Pensum zu lernen, und ihren kleinen Neckereien wenig oder gar kein Verständnis entgegenbrachte.

So mochte eine leise Opposition in ihr emporgewachsen sein, die freilich bei jedem Anlaß in offene Feindseligkeiten ausarten konnte.

Für ein phantastisches Mädchenköpschen ist ein Mann wie Marius stets gefährlich, und in Annis romantischem Sinn mochte schon längst ein solcher Held gespukt haben, der anders als alle Männer, die sie bisher kannte, von einem besonderen Nimbus sein mußte, um ihr die blaue Blume des Glückes pflücken und darreichen zu können!

Oskars Sprache erregte sie und schmeichelte ihrer kleinen Person über die Maßen. Hatte sie bisher noch manchmal versucht, ihrem Uebermut und der Sucht, andere durch ihre Neckereien zu beunruhigen und zu quälen, Bügel anzulegen, so begann sie von diesem Moment ab ihre Unarten für gentale Einfälle zu halten, die ihre volle Berechtigung hatten und nur durch Neid und kleinliche Bedenken zu tadelnswerten Fehlern gestempelt werden konnten.

„Sie sind so gütig und nachsichtig gegen mich,“ entgegnete sie mit einer Schüchternheit, die sie bezaubernd klebete; sie war es so sehr gewohnt, als Kind behandelt zu werden, daß sie sich in die Rolle der unverständenen jungen Dame so schnell nicht hineinzu finden vermochte. „Räthe ist viel klüger als ich und würde Sie doch wohl eher verstehen —“

„Eine Tugendheldin, wie sie in den Romanen steht, mit Eis umpanzert — brrr — ich danke — für mich haben diese Frauen nicht den allerleisesten Reiz —“

„Ich habe es Räthe erst heute gesagt, daß sie durch

ihre lässles, abweisendes Wesen die Männer kränkt und zurückschreckt, ich glaube, sie wird alte Jungfer werden.“

„Und Heinz ein alter Junggeselle! Nun, überlassen wir dieses Musterpaar seinen altjüngferlichen Eigenheiten. Es lebe die frohe Saune! Es lebe der Augenblick, die gegenwärtige glückliche Stunde!“

Die Bläser klangen hell und melodisch aneinander, Heinrich Winkler jedoch war es, als habe er einen Schreckschuß erhalten, er sah von Oskar auf Anni, welche mit gesenkten Augen und glühenden Wangen den Einflüsterungen des neben ihr Sitzenden lauschte.

Aber die Freude über den Gewinn überwog doch Mißtrauen und kleine Empfindungen fanden heute keinen Raum in seinem Herzen, und als Marius sich verabschiedete, schüttelten die einstigen Schulkameraden sich wie in aufrichtiger, herzlicher Freundschaft beide Hände.

5.

Der letzte Ton des Konzertes drüben im Steglitzer Schloßgarten war verhallt, festerliche Stille lag über den Baumkronen der alten, prächtigen Bäume, der Vollmond überstrahlte alles mit seinem Silberlicht, und von der erhabenen Ruhe in der Natur, den aus tausend Frühlingsblumen emporsteigenden Düften berauscht, begannen die Nachtigallen ihr süßes, werbendes Liebeslied.

Anni stand auf dem Balkon. Sie war ganz allein. Von dem weißen Glanz des Mondes umflutet erschien ihr junges Gesichtchen seenhaft lieblich.

Ihre Natur neigte nicht zu traumverlorenem Sinnen, heute aber schlen doch Besonderes sie zu bewegen, wie leises Schluchzen hob es ihre Brust, wie nach dem Glück verlangend hob sie beide Arme empor, ohne doch froh und leicht wie sonst empfinden zu können. Ein Zwiespalt war in ihrem Herzen, und wie die Ahnung kommenden Schmerzes durchschauerte es sie.

Sie vergegenwärtigte sich die zahllosen Schmeichelworte, die Marius ihr zugeflüstert hatte, ohne jedoch das Gefühl des Stolzes wiederfinden zu können, das vorher ihre Brust geschwollt hatte!

Räthe war mit Tante Guste noch in der Küche beschäftigt und Heinrich hatte bereits sein Schlafzimmer aufgesucht; er pflegte vor dem Einschlafen noch eine Stunde Fachzeitschriften eingehend durchzulesen, wozu ihm diese Zeit die Liebste war.

Anni glaubte sich also unbeobachtet, und wie ihr Blick sich in dem jungen Grün um sie her verlor, da kam doch langsam ein welcher Glanz in ihre lässles, braunen Augen, ein Bächeln umspielte ihre blühenden Lippen; woran mochte sie denken? Welcher Traum mochte das junge, trostige Gemüt beschäftigen?

Da löste sich unten aus dem Schatten der schwanken Baumzweige die Gestalt eines Jünglings, und in der nächsten Minute stand Hans Winkler, der Akademiker, neben Anni auf dem Altan.

„Wie Sie mich erschreckt haben, Hans!“ rief das junge Mädchen zwischen Namut und Vachen, „was soll es nur heißen, daß Sie mich hier beobachten und um mich herum spionieren? Vielleicht hätten Sie besser getan, Ihren Ton noch einmal zu laeten.“

Hans besaß eine wundervolle, elastische Gestalt. Er war hochgewachsen und hielt sich sehr gerade, etwas Freies, Ungezwungenes lag in seiner Haltung, und ebenso war der Blick der grauen, von langen Wimpern

umschatteten Augen offen und ehelich, fest und durchdringend.

Anni war es bisher noch niemals möglich gewesen, anders als flüchtig in diese klaren, tiefen Augen zu schauen. Selbst jetzt vermied sie es, dem Blick des jungen Mannes zu begegnen; da sie aber empfand, daß er ihre Blicke eingehend studierte, so flammte ihr Troß hell auf, sie warf den Kopf zurück und wollte an ihm vorüber ins Haus gehen.

Da fühlte sie seine Hand auf ihrem Arm und seinen Blick in dem etwas Beschwörendes lag, fest auf sich gerichtet.

„Hören Sie mich einen Moment an, Anni,“ sagte er leise, mit schwankender Stimme, „und bitte, seien Sie nicht so trotzig — versuchen Sie es doch wieder, weich und nachgiebig zu empfinden, wie vorhin, als Sie sich unbeobachtet glaubten!“

Das junge Mädchen hatte, erglühend, mit einer heftigen Bewegung die Hand von ihrem Arm gestreift, um dann scheu mit tränenfunkelnden Augen zu dem jungen Manne emporzusehen.

„Ich wüßte doch nicht, daß wir uns etwas zu sagen hätten, Hans!“ stieß sie erregt hervor, „also bitte, verschonen Sie mich —“

„Anni! Hoffen Sie mich, so viel und so leidenschaftlich Sie wollen, Sie wissen es, daß ich Ihren Weg, so wenig wie möglich kreuze, aber ich bitte, ich beschwöre Sie, lassen Sie Heinrichs treue, innige Liebe nicht unerwidert! Verleiten Sie ihm nicht das grenzenlose Weh einer solchen Enttäuschung.“

Etwas wie Erschrecken malte sich in Annis kindlichen Zügen. Der leidenschaftlich erregte Ton des jungen Mannes war ihr so neu, daß er sie verwirrte und eine Salte in ihrem Innern anklingen ließ, die bisher noch ganz unberührt geblieben war.

Sie hatte in Hans bisher nur den oberflächlichen Spazmacher oder angestrengt arbeitenden Schüler gesehen, und wenn sie sich ihm gegenüber besonders trotzig und kindisch töricht benahm, darüber wohl heimlich zornige Tränen vergossen, über die Ursache ihrer Unarten jedoch nicht weiter nachgedacht.

Zum ersten Male stand sie ihm so gegenüber mit pochendem Herzen, besangen und erschreckt, unfähig, ihm mit Ruhe und Klarheit zu begegnen.

„Was fabeln Sie da von Liebe und Enttäuschung?“ stieß sie endlich mit einem Vochen hervor, das recht unnatürlich klang, „beschäftigen Sie sich doch mit Marmor und Meißel, anstatt sich mit Einbildungen herumzuquälen, die gänzlich aus der Luft gegriffen sind!“

Anni, Anni! Das kann Ihr Ernst unmöglich sein. Sie müssen es doch sehen, wie leidenschaftlich und ergebungsvoll Heinrich Sie liebt! Aus jedem seiner Blicke leuchtet seine Liebe zu Ihnen, sein Glück, das er so tief und innig empfindet. Und Sie selbst, Anni, ermuntern Sie ihn nicht täglich, stündlich dazu, daß er Ihnen Aufmerksamkeit erweist? Ihr Lächeln, Ihre strahlenden Augen können ihn nur in dem Glauben bestärken, daß Sie eines Tages sein Alles — sein Weib sein wollen — es wäre unerhört, Anni —“

„Nun ist's aber genug!“ rief das junge Mädchen mit fliegendem Atem. „Wenn Sie es noch ein einziges Mal wagen, mich so ganz unbegründeter Weise aufzu-

regen, dann schreibe ich es meiner Mama und bitte sie, daß sie mich in eine andere Pension schickt!“

„Es wäre vielleicht das Beste für uns alle.“ War das wirklich der lustige, oberflächliche, wißbegierige Hans, in dessen Kopf außer wißigen Anekdoten nur künstlerische Ideen Platz zu finden schienen, der so sprach?

Das junge Mädchen hob wie in jähem Erschrecken das Haupt und sah aus weltgeöffneten, kindlich neugierigen Augen zu dem Jüngling hinüber. Was war ihr denn nur geschehen, daß es so beglückend, so jauchzend und still beseligend ihre Brust durchzog?

War es die süße, traute Stille des Frühlingsabends, die ein so sanftes, hingebungsvolles Empfinden in das junge Herz zauberte, Tränen aus der verborgensten Falte des Herzens emporfluten ließ und alle zornigen, trotzigten Aufwallungen besänftigte?

Die Blütenbüsche hauchten durchdringende Wohlgerüche aus, leise flüsternd hob der Wind die Baumkronen, die Sterne grüßten aus lichter, klarer Höhe und eine Nachtigall sang ihr schönstes Lied.

Ueber Annis rostige Wangen rieselten große Tränen. Wie in stummer Bitte um Verzeihung sah sie auf zu Hans, um jedoch in banger Scheu beide Hände vor das Gesicht zu schlagen und wie in wehem, plötzlich sich ergreifendem Schmerz aufzuschluchzen.

Was ihr soeben aus den Augen des jungen Mannes entgegenstrahlte, das traf ihr Herz wie ein Blitzstrahl, blendend und erhellend, es weckte eine namenlose Zärtlichkeit in ihr und eine Traurigkeit zugleich, die die junge Brust zusammenkrampfte.

Und doch fühlte Anni, daß sie jetzt sprechen müsse, um jeden Preis. Sie tat es, doch wie so ganz anders, als noch vor wenigen Minuten — ihre Lippen zuckten und ihre weiße Stirn hatte sich wie in mädchenhafter Demut gesenkt.

„Sie täuschen sich ganz und gar, Hans,“ sagte sie leise und bellommen, die Hand auf dem pochenden Herzen, schon halb zum Sehen gewandt, „Sie täuschen sich, nicht mich liebt Heinrich, sondern Lisa Stemann — er weiß es nur noch nicht. Er tändelt und neckt sich gern mit mir, ich bin ihm ein angenehmes Spielzeug, nichts weiter! Selber treue heiße Liebe wird eines Tages Lisa gehören,“ und als Hans sie unterbrechen wollte, nickte sie heftig, das Gesagte bestätigend, mit dem süßen, anmutigen Blondköpfchen, „jawohl, Lisa, welche Heinrich gleichfalls in stiller, unveränderlicher Liebe zugetan ist.“

Sie schwieg. Aber ehe sie ging, mußte sie noch einmal aufsehen, noch ein einziges Mal in jene leuchtenden Augen, und wenn es ihres Lebens Seligkeit gekostet hätte, sie konnte nicht anders.

Und da off:nbarte sie sich ihr ganz unverhüllt, die sanfte Blut, das unaussprechliche Entzücken, für das wir nur das eine, alles Weh umfassende Wort „Liebe“ haben — es off:nbarte sich ihr und senkte den Liebesfrühling in ihr Herz.

Sie war viel zu verwirrt und verschüchtert, um nur durch das leiseste äußere Zeichen zu verraten, wie selig sie dieses Geheimnis machte, das jene Augen ihr wohl ganz wider Willen verraten hatten, mit einem kaum hörbar geflüsterten „Gute Nacht“ huschte sie ins Haus, in ihr Stübchen, um sich sogleich im Dunkeln zur Ruhe zu begeben.

Als Käthe nach einer Welle hereinkam, stellte Anni sich schlafend, aber sie wachte noch stundenlang, jenes leuchtende, liebeverklärte Augenpaar schwebte ihr vor gleich Sternen, denen sie unbedingt vertrauen durfte.

Als die Müdigkeit sie endlich übermannte, woben Träume in verworrenen Bildern das soeben Erlebte fort, sie ging einen langen, langen Weg, zu dessen beiden Seiten Rosen und Myrten blühten, doch der Boden unter ihren Füßen war wüst, von Steinen übersät. Sie pflückte der duftigen Blüten so viele, daß sie sich die Hände an den Dornen und Sträuchern blutig riß, und ihre Füße schmerzten, weil spitze Steine und grober Sand sie verwundeten. Ueber ihr lachte blauer Himmel, und wohin sich ihr Auge wandte, war Vollkommenheit und Fülle, und sie selbst doch grenzenlos elend, endlich zum Tode ermattet. Da sank sie nieder zwischen Rosen und Myrten und mußte sterben, sie fühlte es am matten Schlage ihres Herzens. Aber sie fürchtete den Tod und strengte sich gewaltsam an, um sich wieder zu erheben, was ihr erst gelang, als Hans ihr plötzlich seine Hand reichte. Da erwachte sie, an allen Gliedern zitternd, und dachte lange über den seltsamen Traum nach, ehe sie wieder einschlief. —

Hans war noch einmal mit der Lampe in sein Atelier gegangen, ein höchst primitiver Raum drüben im Stallgebäude.

In einer Ecke, durch allershand Gipsmodelle verdeckt, befand sich auf einem breiten Sockel eine Büste, über die ein grünes Tuch gehängt war.

Hans entfernte vorsichtig die Hülle, und siehe da, Annis widerspenstiges Köpchen in naturgetreuer Wiedergabe kam zum Vorschein; der trotzige Mund, die Schelmenaugen, der oberflächliche, kokette Zug in dem jungen Gesicht, alles stimmte bis in die kleinsten Einzelheiten.

Hans stand lange vor dem Gipsmodell, die Stirn zusammengezogen, mit den scharfen Blicken Bunte um Bunte des Mädchenantlitzes prüfend.

Und dann begann er plötzlich zu arbeiten mit einer Raslosigkeit, als habe er Furcht, sein Gedächtnis könne ihn im Stich lassen.

Erst nach Stunden angestrengtester Tätigkeit setzte er sich übermüdet auf einen alten Bretterstuhl. Aus seinen Augen aber strahlte ein helles Licht.

Das Mädchenköpchen dort auf dem Sockel erschien jetzt wunderbar verändert. Das war nicht mehr die herzlose, kindische Anni, wie alle sie kannten, sondern ein ideal schönes Antlitz. Wie sanfte Erklärung lag es über den holden Zügen, wie heimliche Sehnsucht um den schwellenden Mund. So wie Hans das junge Mädchen auf dem Balkon gesehen hatte mit dem selbstvergeffenen, traumverlorenen Ausdruck, dem weichen Glanz über der jungen Stirn, so hatte er ihr Bild festgehalten.

Voll tiefer Zärtlichkeit ruhte sein Blick auf dem zierlichen Köpchen, es war ja des Künstlers streng behütetes Heiligtum!

Das verhüllende Tuch glitt wieder über das süße, bezaubernde Antlitz und dann löschte Hans die Lampe.

Als er auf den Hof hinaus trat, um sich ins Haus zur Ruhe zu begeben, begrüßte ihn Tageshelle.

(Fortsetzung folgt.)

Bis über das Grab.

Nach Tatsachen erzählt von D. U—e
(Schluß).

Ich mochte etwa 1 1/2 Stunden hier geessen haben, als sich plötzlich die Schreckensnachricht verbreitete, der Zug — den ich anfänglich hatte benutzen wollen — sei infolge falscher Weichenstellung kurz vor D. mit einem in entgegenkommender Richtung fahrenden Schnellzug zusammengestoßen. Man sprach von mehr denn 80 Verwundeten und Toten und Sie können sich denken, meine Herren, wie eigentümlich es mich berührte, daß wiederum das Bild meiner Mutter — diesmal durch sein plötzliches Abhandenkommen — mich vor schwerem Unheil, wenn nicht vor dem Tode bewahrt hatte. Der Goldschmied, dem ich es später zur Wiederbeseftigung an der Uhrkette übergab, war erstaunt, daß das Medaillon sich überhaupt hatte lösen können, denn der Ring, an dem es gehangen, war fest und stark und hatte sich offenbar nach Freigabe des Anhängers wieder geschlossen. Sie werden nun sagen, daß ich jedenfalls bei dem hastigen Einstiegen in das Cab irgendwo mit meiner Uhrkette hängen geblieben sei und dabei das Medaillon abgerissen habe, — aber ich weiß es besser, meine Herren, — und lasse mich von meinem bestimmten Glauben nicht abbringen. Doch ich will in meiner Geschichte fortfahren. Dank meiner persönlichen Bekanntschaft mit dem Betriebsdirektor des Bahnhofes gelang es mir, mich dem Rettungszuge anzuschließen, der bald nach Bekanntwerden der Hubspost in der Richtung nach D. abgelassen wurde und langte so am Spätnachmittage bei der Unglücksstätte an. Es war ein Bild grauenvollster Verwüstung, das sich hier meinen Blicken bot. Man hatte der Hilfskompanie jedoch schon von Selten des Ortes aus, in dessen unmittelbarer Nähe die Katastrophe erfolgt war, mit Eifer und Ausdauer vorgearbeitet und wie ich hörte, war mein Freund, dessen Besingung ja in dieser Gegend lag, sogleich bereit gewesen, eine große Anzahl Verwundeter zur Pflege bei sich aufzunehmen. Ich machte mich nun in Begleitung meines Hundes, dessen Mitnahme mir gleichfalls gestattet worden war, zu Fuß auf den Weg nach Rehburn-Castle, den ich auf etwa eine Stunde schätzte und hatte mich hierin auch nicht getrrt, denn nach Ablauf dieser Zeit sah ich das alte, ehrwürdige Gebäude vor mir, dessen Fenster heute fast alle erhell waren. Der alte Kammerdiener Lord Rehburns, der mich am Tore empfing, erkannte mich sofort wieder und geleitete mich unverzüglich zu seinem Herrn, indem er mir noch ganz erregt von dem furchtbaren Bahnunglück erzählte, dessen schwerverwundete Opfer einstweilen in den verschiedenen Fremdenzimmern des Schlosses untergebracht worden waren. — — Die Begrüßung zwischen meinem Freunde und mir, war die übliche herzliche. Lord Vincent zeigte sich höchst erstaunt über mein früheres Eintreffen, meinte aber dann mit jener freimütigen Offenheit, die ich so sehr an ihm schätzte: Lieber Leo, ein Fremdenzimmer kann ich dir nun leider nicht mehr geben, in denen sind all die Unglücklichen untergebracht, die von der Katastrophe so furchtbar betroffen wurden. Wenn du jedoch mit dem kleinen Turmzimmer auf dem rechten Flügel vorlieb nehmen willst, weißt du,

das
laufe
jedes
flöre.
gab
ertell
zimm
Aerz
hulch
brach
Aben
gang
Schl
Schl
Turm
nach
durch
Bicht
hinau
sehen
Bane
schwe
beleg
mein
Wan
dieser
„Gor
streck
des
Dian
es fi
einige
I
etwa
liches
I
Eter
Tür
sel.?
mein
Aber
stieß
plöchl
folgte
Scha
Tür
berüh
wohl
hatte
nicht
den
Keine
Bäum
tief
rührte
zittern
gerab

das getäfelte Gemach, das einst meinen Vorfahren als lauschiges Trinkstüblein diente, dann —

„Aber gewiß,“ fiel ich ihm ins Wort, „mir ist jedes Zimmer recht — das heißt wenn ich nicht etwa flöre.“ —

„Halt, old boy — keine solchen Redensarten!“ gab Lord Rhyburn lachend zur Antwort, klingelte und erteilte dem eintretenden Diener den Befehl, das Turmzimmer als Schlafgemach für mich herzurichten.

Trotz der Unruhe, die im Schlosse herrschte — Aerzte kamen und gingen und barmherzige Schwestern huschten auf leisen Sohlen über die Korridore — verbrachte ich mit meinem Freunde einen sehr gemüthlichen Abend. Wir rauchten und tranken, plauderten von vergangenen Zeiten und trennten uns erst gegen 11 Uhr.

Ein Diener leuchtete mir in mein improvisirtes Schlafgemach. Dasselbe lag im ältesten Teil des Schlosses, direkt unter dem Dach eines verwitterten Turmes. Es war fast rund, hatte nur eine Tür, die nach der Treppe führte, sowie ein hohes Bogensfenster, durch welches augenblicklich der Mond sein magisches Licht sandte. Bis zu der schweren kassettierten Decke hinauf war es an den Wänden mit Eichengetäfel versehen. In Manneshöhe liefen ringsherum breite Paneele, die, dem einstmaligen Zweck entsprechend, mit schweren Humpen und Zinnkrügen von riesigem Format besetzt waren. Auf der einen Seite des Zimmers, wo mein Bett stand, ragte wie ein Baldachin das breite Wandpaneel darüber hin, und ich war überzeugt, unter diesem „Thronhimmel“ gut zu schlafen. Mit einem „Good night, Sir“, empfahl sich der Diener, ich aber streckte mich bald, ziemlich ermüdet von den Ereignissen des Tages, auf mein Lager aus, während meine treue Diana, die besonders auf Reisen niemals von mir wich, es sich an dem altertümlichen Kamin, in dem noch einige Kohlen glimmten, bequem machte.

Rasch war ich eingeschlummert, und ich mochte etwa eine Stunde geschlafen haben, als mich ein klägliches Winseln meines Hundes weckte. —

Im hellen Glanze des Mondes sah ich wie das Tier mit gestäubtem Nackenhaar unverwandt nach der Tür blickte. Sollte vielleicht eine Kugel in der Nähe sein? „Diana“, rief ich leise und lockte den Hund an mein Bett. Gehorsam kam das treue Geschöpf heran. Aber was war das? Es zitterte am ganzen Leibe, stieß ab und zu ein leises Klurren aus und dränate plötzlich seinen Kopf ganz dicht an meine Hand. Ich folgte den Blicken des erregten Tieres, und ein leiser Schauer rann über meinen Körper. Die Klinke der Tür bewegte sich langsam, wie von unsichtbarer Hand berührt, nach abwärts, aber es trat niemand ein, obwohl die Tür unverschlossen geblieben war, denn ich hatte den alten verrosteten Riegel beim Zubettgehen nicht vorzuschieben vermocht.

„Wer da?“ rief ich und griff nach dem Revolver, den ich zur Nachtzeit stets neben mich zu legen pflegte. Keine Antwort. Meine Stimme verhallte. — In den Bäumen des Parks rauschte der Nachtwind, — sonst tiefe Stille! „Diana such!“ rief ich, aber das Tier rührte sich nicht von der Stelle. Nur ein dumpfes, zitterndes Knurren kam aus seiner Kehle. Ich war gerade im Begriff, aufzuspringen und mit der Waffe

in der Faust auf den Korridor zu eilen, als die Klinke zum zweiten Male herabgedrückt und die Tür ein wenig geöffnet wurde. Die Strahlen des Mondes beleuchteten gerade jenen Teil des Zimmers aus Deutschland und ließen jeden Gegenstand erkennen. „Wer da?“ rief ich noch einmal und richtete mich sitzend im Bett empor. Wieder keine Antwort. Nur Diana heulte plötzlich in einem schaurigen, langgezogenen Ton auf und verkroch sich unter mein Bett. Ich warf die Decke beiseite und fuhr eilig in meine Gewänder, ohne indessen den Blick von der Tür zu wenden. Da gewahre ich plötzlich, wie sich eine kalte bleiche Hand durch den Spalt schob und wie sich der Ringfinger derselben krümmte, um — — mir zu winken. Ich zog den Hahn meines Revolvers auf, blieb aber wie erstarrt auf meinem Platze stehen, denn an dem Ringfinger der Hand, die jetzt in immer heftigeren Bewegungen winkte, erblickte ich einen goldenen Ring mit einem seltsam geformten roten Steinchen. Diesen Ring aber, den ich nur zu gut kannte, trug kein auf Erden wandelndes Wesen, das wußte ich bestimmt, und wie im Fieberfrost schlugen meine Zähne aufeinander. Hatte ich das kleine Schmuckstück doch — — meiner Mutter mit in den Sarg gegeben! Ich wollte rufen, aber kein Laut entrang sich meiner Brust. Kalter Schweiß bedeckte meine Stirn, pfeifend entfuhr mir der Atem, — endlich — endlich wich die Erstarrung von mir. „Mutter“, schrie ich gellend auf und stürzte nach der Tür, während sich der Hund, der inzwischen wieder unter dem Bett hervorgekrochen war, zitternd an meine Kniee drängte. — — Wie von einem Lusthauch bewegt, drehte sich der schwere Türflügel in seinen Angeln. — Draußen aber an der Treppe stand in nebelhaft zerfließender Form eine Frauengestalt, deren Lebe, milde, jedoch todtbleiche Gesichtszüge mir mit dem Ausdruck höchster Herzensangst zugewendet waren, während ihre Rechte mich noch immer krampfhaft zu sich heranwinkte. Meiner Sinne nicht mehr mächtig, an allen Gliedern bebend, eilte ich auf die Erscheinung zu. Das war meine Mutter, wie sie mir aus ihren gelunden Lebenstagen noch in der Erinnerung stand, das war das Kleid, das sie noch getragen, ehe die tödliche Krankheit sie ergriff und darniederwarf. Mein Kopf glühte, und meine Pulse schlugen. „Mutter,“ stöhnte ich noch einmal auf, aber je weiter ich vorwärts schritt, um so mehr wich die geliebte Gestalt zurück, um vor mir her, die Treppe hinabzuschweben. Wie im Traum ging ich ihr nach, von dem kläglich winselnden Hund gefolgt. Da — plötzlich bei einer Biegung der Treppe war die Erscheinung verschwunden — gleichzeitig aber hörte ich ein entsetzliches Krachen, dem ein prasselndes, polterndes Geräusch folgte, aus meinem Zimmer kommen. Mit drei, vier Sägen war ich wieder oben, Diana sprang mit wütendem Gebell voran. Allmächtiger Gott! Nach Atem ringend, kaum eines klaren Gedankens fähig, blieb ich im Rahmen der Tür stehen. Ein wüster Trümmerhaufen bedeckte die Stelle, wo mein Bett gestanden, ein Teil der schweren Deckentäfelung hatte sich losgelöst und im Niederstürzen noch das Wandpaneel mit den schweren Metallkrügen herabgerissen. Hätte mich dieser Däneinsturz getroffen — ich wäre ein stummer Mann gewesen.

haben,
der
n —
mit
enden
mehr
sich
führte,
esmal
vor
wahrt
leber-
daß
innen,
und
An-
sagen,
das
en sel
er ich
von
ich ich
meiner
rektor
ungs-
n der
wurde
lücks-
Ber-
hatte
Ortes
he er-
t und
ng ja
große
hmen.
andes,
a war,
en ich
hierin
ah ich
fenster
diener
kannte
ich zu
n dem
berver-
mden-
waren.
reunde
Vincent
Ein-
Offen-
o, ein
mehr
bracht,
urden.
r auf
gt du,

Ueberwältigt von der Größe des Augenblicks sank ich in die Kniee und drückte einen heißen Kuß auf das verblaßte Bildchen in meinem Medaillon. Da ertönten schon Schritte auf der Treppe. Die Dienerschaft, die im Turmflügel des Schlosses schlief, war von dem fürchterlichen Getöse erwacht und eilte nun mit Laternen und Windlichtern herbei, mein Freund aber, den man sofort von dem Unfall benachrichtigt hatte, umarmte mich tränenden Auges und war tief erschüttert, als er die Geschichte meiner seltsamen Errettung vernahm."

Der Erzähler schloß einen Augenblick und erhob sich dann. "Ich weiß meinem Berichte nichts weiter hinzuzufügen," sagte er schlichten Tones. "Die Liebe höret nimmer auf, heißt es in der Schrift, Mutterliebe aber, meine Herren, dieses höchste und reinste der Gefühle währet bis über das Grab — —".

Er reichte dem Gastgeber die Hand, verbeugte sich flüchtig vor den Anderen und verließ das Zimmer. —

Acht Tage später wurde der Mann, der soviel Seltsames erlebt hatte, von einer Lungenentzündung befallen, die in kürzester Frist zum Tode führte. Die Pflegerin aber, die bis zum letzten Atemzuge Baron Brandaus an dessen Bett gelehnt hatte, erzählte Allen, die es hören wollten, daß in der Nacht seines Hinscheidens, plötzlich Uhr und Kette samt dem Medaillon durch Loslösen des Nagels von der Wand herabgefallen seien. Das Medaillon habe dann offen auf dem Boden gelegen, quer durch das Glas aber, das nur eine alte, kaum noch erkennbare Miniaturphotographie bedeckt hätte, sei ein breiter Riß gegangen.

Sonntagsplauderei.

(Nachdruck verboten.)

Rühl zieht der Wind über die kahlen Felder. Graue Wolken treiben am sahlblauen Himmel dahin. Velle knistern die letzten trockenen, braunen Blätter an Baum und Strauch. Aus der Ferne klingt ein Kirchenglöcklein.

Es ist so still, so einsam um uns her. Wie aus umflorten Augen blickt die Welt durch den zarten Nebelschleier, der über Berg und Tal, über Wald und Weide liegt.

Lange schon ist das Abschiedslied der Schwalben verklungen, die einer schöneren Heimat zugezogen sind. In melancholischem Schwelgen trauern die Fluren um die entflohenen Säger.

Wie ein Frösteln geht es durch die Natur. Auch wir erschauern in unserer Einsamkeit inmitten einer kalten Welt und ein tiefes Verlangen nach einem Vaterhause, nach einer Heimat, nach Herzen, die uns verstehen, die mit uns fühlen, packt uns mit unwillkürlicher Gewalt.

Ich möchte heim, mich zieht's dem Vaterhause,
Dem Vaterherzen zu,
Fort aus der Welt verworrenem Gebrause,
Zur stillen, tiefen Ruh!

Denn wie viele, die nicht unserem Herzen nahe standen, sind auch fortgegangen in die ewige Heimat.

Wie mancher, der Sonnenschein in unser dunkles Leben trug, dessen Hand unseren Schmettel liebkoste, schläft jetzt unter dem kühlen Regen, und der Mund, der liebe, gute Worte zu uns sprach, ist bleich und stumm. Ja, unser Herz friert unter kalten, lieblosen Menschen, und die Einsamkeit macht es stumm, denn es findet kein Echo in dem geräuschvollen Treiben des Alltags.

Ich möchte heim, bin müd' von deinem Liede,
Du arge, falsche Welt,
Ich möchte heim, bin satt von deiner Freude,
Glück zu, wem sie gefällt.
Woll' Gott es will, will ich mein Kreuz noch tragen,
Will ritterlich durch diese Welt mich schlagen,
Doch tief im Busen leuz' ich insgeheim:
Ich möchte heim.

Die tausendfachen großen und kleinen Bitternisse des Lebens, denen niemand, auch der Glückliche nicht entgeht, all das verborgene Weh, das in der Tiefe unseres Herzens schlummert, es wacht auf, wenn das große Sterben durch die Natur geht, wenn Himmel und Erde um die Vergänglichkeit alles Seins zu trauern schelen.

Erst wenn es still um uns geworden ist, dann ringt der tiefste Schmerz sich los in uns und still ist es jetzt in der Natur, nach den Gluten des Sommers und den Stürmen des Herbstes. Dann steigt vor allem auch die Sehnsucht nach einem unvergänglichen Frieden in unserem Herzen empor, nach einem Frieden, den das Leben meist nicht zu bieten vermag.

Ich möchte heim; ich sah in sel'gen Träumen
Ein bess'res Vaterland.
Dort ist mein Teil in ewig lichten Räumen,
Hier hab' ich keinen Stand.

Es ist die Ruhelosigkeit des Immerwährenden, leise nagenden Schmerzes, der zahllose, vom Leben unbefriedigte Menschen heimlich, und der niemals stärker ist, als wenn Feld und Flur draußen sich zu entvölkern beginnen und die ersten Boten des todesstarrten Winters durch die Lande ziehen.

Ich möchte heim. Das Schiffelein sucht den Hafen,
Das Bächlein läuft ins Meer,
Das Rindlein legt im Mutterarm sich schlafen
Und ich will auch nicht mehr.
Manch' Lied hab' ich in Lust und Leid gesungen,
Wie ein Geschwätz ist Lust und Leid verklungen,
Im Herzen blieb mir noch der letzte Reim!
Ich möchte heim.

singt Karl Gerok, der tief empfindende Dichter der "Palmblätter".

Diese Lebensmüdigkeit, die uns bisweilen, und ganz besonders im Herbst, überkommt, diese Sehnsucht, nach Vereinnigung mit unseren geliebten Toten, ist der leise Mollton, der klagend und sanft beschwichtigend die kräftigere Durmelodie des Lebens durchzieht. Er schleift die härteren Selten in uns ab und lenkt unseren, zu leicht nur auf Außerlichkeiten gerichteten Blick über das kurze, irdische Dasein hinauf zu erhabeneren Höhen.

H. Bolchert.

